

Nekr

B

207

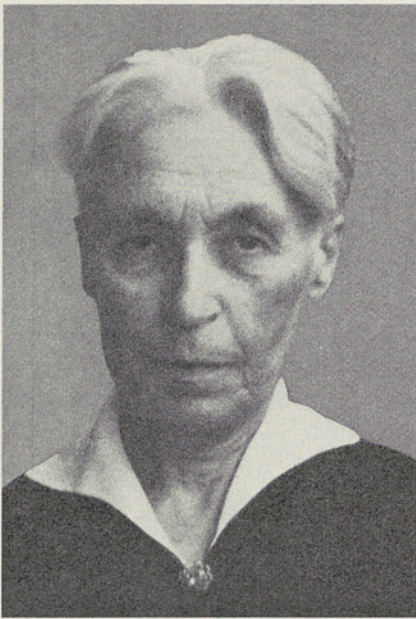


Ncler B 207

Zum Gedenken an Dr. Elsa Nerina Baragiola

18. April 1881 — 18. Februar 1968

G 1968/384
C. Starke



Elsa Nerina Baragiola wurde am 18. April 1881 in Strassburg als Tochter eines Italieners (Professor für deutsche Literatur an der Universität Padua) und einer deutschsprachigen Mutter geboren. Aufgewachsen in Padua, Cividale und Grenchen, machte sie in Bern ihr Lehrerinnendiplom und wurde, 20jährig, als Italienischlehrerin an die Höhere Töchterschule in Zürich gewählt. An der Universität Zürich setzte sie ihre Studien in Romanistik fort. An ihrem 50. Geburtstag erhielt sie von der Philosophischen Fakultät 1 der Universität Zürich den Ehrendoktor in Anerkennung ihrer hervorragenden Leistungen als Pädagogin und Mittlerin der italienischen Literatur. Grosse Verdienste erwarb sich Elsa Nerina Baragiola auch um die Tessiner Literatur; unermüdlich setzte sie sich ein für die Verbreitung der Werke von Francesco Chiesa.

Nach ihrem Rücktritt von der Schule 1939 förderte sie weiterhin die Kenntnis der italienischen Kultur durch literarisch-kritische Beiträge in der NZZ und in Zeitschriften und durch Kurse an der Volkshochschule. Am 18. Februar 1968 ist sie während eines Ferienaufenthaltes in Locarno nach kurzem Unwohlsein gestorben.

Der Tod ist als gnädiger Freund an unsere verehrte ehemalige Lehrerin herangetreten. Seitdem sie im vergangenen Herbst eine mit ihr im gemeinsamen Haushalt lebende Freundin verloren hatte, fühlte sie sich sehr allein und traurig. Hätte sie jetzt im Alter fremde Hilfe beanspruchen müssen, wäre ihr dies bei ihrer unerhörten Rücksichtnahme auf andere Menschen sehr schmerzlich gefallen. Der Wunsch, andere nicht für sich zu bemühen, war es sicher auch, der sie veranlasste, in ihrem letzten Willen sich jegliche Trauerfeier zu verbitten. Unsere Dankbarkeit sucht nun Ausdruck in diesem Gedenkblatt zu Ehren einer aussergewöhnlichen Lehrerpersönlichkeit und einer Sammlung, ihrem Wunsch gemäss, zur Unterstützung einer Stipendiantin an der Töchterschule. (Spenden auf Postcheckkonto 80 - 10633 des Vereins ehemaliger Schülerinnen der Töchterschule Zürich mit dem Vermerk: Baragiola.)



Aus dem Jahresbericht der Töcherschule 1938/39 von Herrn Rektor F. Enderlin:

Dr. Elsa Nerina Baragiola hat 37 Jahre lang an der Töcherschule in hervorragender Weise gewirkt. Sie besass eine eigene, zu erstaunlichen Erfolgen führende Methode, über die sie in dem Buche «Lebendige Schule» Rechenschaft abgelegt hat. Zur Originalität ihres Verfahrens gesellte sich die Intensität ihres Einsatzes und das Feuer einer ungewöhnlichen Lehrerpersönlichkeit. Sie war ein Vorbild strengster Pflichterfüllung und bei aller Ritterlichkeit der Umgangsformen unerbittlich in dieser Forderung auch den Schülerinnen gegenüber. So wurde sie den jungen Mädchen nicht nur zur bewunderten Lehrerin, sondern auch zu einer wesentlichen Erzieherin, deren Einfluss nicht bloss auf ihr Fach beschränkt blieb. Aus ihrer hohen Auffassung vom Berufe des Mittelschullehrers forderte sie unablässige Weiterbildung und betätigte sich auch in diesem Sinne. Mit der Schule wird sie verbunden bleiben durch ihre vorzügliche Anthologien von italienischen Texten in gebundener und ungebundener Rede.

Elsa Nerina Baragiola

Jede Schülerin auf der Hohen Promenade kannte ihre Erscheinung. Auch wenn man keine Italienisch-Stunden besuchte, war man gefesselt von ihrem klassisch geschnittenen Gesicht, vom Blick, von der eigenwilligen Kleidung, vom beschwingten Gang und beneidete die Kameradinnen, die begeistert von «ihrer Bara» sprachen. Es strahlte eine ungeheure Intensität von ihr aus, eine Intensität, die sich auch in ihrer Treue gegenüber Freunden und Künstlern und in einer unbedingten Wahrhaftigkeit, einer vollständigen Uebereinstimmung von Sein und Sagen äusserte. Nie hätte sie auch nur als Lehrbeispiel einen Satz oder ein Sprichwort gewählt, zu dem sie nicht unbedingt stehen konnte; wie sie denn überhaupt den Unterricht als Menschenbildung im weitesten Sinn auffasste und ihre Ideale nicht nur lehrte, sondern auch lebte. Zwei kleine Beispiele mögen dies in Erinnerung rufen:

Einer Erzieherin, die auf ihren Rat hin eine leitende Institutsstelle in einer anderssprachigen Gegend angenommen und mit sprachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, half sie während ungefähr eines Jahres bei der Erledigung ihrer Korrespondenz, die ihr jeweils per Postpaket zugeschickt und deren Antwort in Nacharbeit entworfen und zurückgesandt wurde.

In einem Vortrag vor Kollegen entschuldigte sie sich mit vorbildlicher «gentilezza» für den imperativen Ton ihrer Bemerkungen zur eigenen Unterrichtsmethode, eines Tons, den sie nur wegen der beschränkten Zeit, die keine lockernde Umschweife gestatte, anwende.

Überall wo sie erschien, in Vorträgen und Vorlesungen, in Kunstausstellungen und in Konzerten fühlte man sich geehrt durch ihr Interesse.

Die Ehemaligen gedenken ihrer in Dankbarkeit.

Agnes Farner-Hasler

Aus einer Würdigung, die Martha Amrein zum 70. Geburtstag schrieb, entnehmen wir folgende Stelle:

Wenn wir heute mit Elsa Nerina Baragiola ihren siebzigsten Geburtstag feiern, so möge uns, ihr Lebenswerk überschauend, vergönnt sein, den von unzähligen in der Stille geäußerten Schatz von Dankbarkeit und Verehrung in wenige Worte zu fassen. Er sei ihr dargebracht von allen, die durch sie, «die begeisterte Vorkämpferin für italienische Kultur in Zürich» — wie es in der Urkunde heisst, die sie im Jahre 1931 zum Ehrendoktor unserer Universität ernannte —, Zugang zu Sprache und Schrifttum unseres grossen südlichen Nachbarvolkes gewonnen haben. In den verschiedensten Formen hat sie dieser Sache gedient, zu der sie sich schon früh berufen sah.

Zu einer Zeit, da bei uns fast allgemein die Kenntnis der italienischen Literatur nicht über Carducci und D'Annunzio hinaus reichte, begannen in der hiesigen Presse von Elsa Nerina Baragiola Hinweise auf das neue italienische Schrifttum zu erscheinen. Mit regem Geist nahm sie Anteil an dem jenseits der Alpen sich anbahnenden Gespräch, an dem zeitweilig tumultartigen Ringen um die Erneuerung der italienischen Dichtung, um ihre Befreiung von der den Italiener so besonders stark fesselnden Gebundenheit an die Tradition. Das Interesse der jungen Italienischlehrerin, ihre Freude an den Entdeckungen neuer Poesie, der Wunsch, auch andere daran teilnehmen zu lassen, gepaart mit der Absicht, Dichtern, die stets des Mittlers bedürfen, den Weg in eine weitere Öffentlichkeit zu bahnen, führte sie unversehens zu eigener schöpferischer, weil nachschaffend kritischer Tätigkeit, die in fein ausgewogenen Buchbesprechungen und Aufsätzen ihren Ausdruck fand. Elsa Nerina Baragiola ist es zu danken, wenn damals ein weiteres Publikum aufzumerken begann auf die mannigfach variierten Stimmen, die vom Süden her zu uns drangen. Sie spann Fäden an, knüpfte Bande persönlicher Beziehungen, veranlasste Vorträge, bewahrte in ständigem Kontakt vertraut gewordenen Autoren die Treue. Obwohl streng kritisch prüfend, konnte sie sich mit immer neuer Begeisterung neuen Werken zuwenden. Ihr besonderes Anliegen war es auch von jeher, für die Dichter des Tessins einzutreten, deren schwierige Zwischenstellung sie lebhaft empfand.

Während vieler Jahre brachte sie einem zahlreichen Hörerkreis der Volkshochschule die gegenwärtigen Gestalten des italienischen Schrifttums nahe. Aber auch die Grossen der vergangenen Epochen rief sie immer wieder auf, tief in ihre Werke eindringend und mit der aussergewöhnlichen Leuchtkraft ihrer Stimme die letzten Schönheiten des Italienischen, ihrer Vatersprache, offenbarend.

Martha Amrein

E. N. Baragiola in der Erinnerung einer Schülerin

Zum ersten Mal begegnete ich Fräulein Baragiola, noch ehe ich überhaupt an die Töchterschule ging, als unsere Familie zufällig die Ferien am selben Ort verbrachte wie sie und ihre Freundin Fräulein Dr. Clara Tobler. Da fesselte mich denn schon damals der Anblick ihrer schmalen, hohen Gestalt, deren Kleidung sich keiner Mode fügte, ihr

wie aus Marmor gemeisseltes Gesicht mit dem lebhaften Auge, das anmutige Neigen des Hauptes, wenn sie unsern Gruss liebenswürdig erwiderte, und ich vernahm mit Ehrfurcht ihren Namen, der schon damals ein Mythos war.

Als es ein paar Jahre später darum ging, die dritte Fremdsprache zu wählen, trieb mich zwar durchaus die eigene Neigung dazu, dem Italienischen den Vorzug zu geben, aber mindestens ebenso stark wirkte bei dem Entschluss die Ueberzeugung mit, dass sich mir durch den Unterricht bei dieser Lehrerin ein Glück bot, das nicht zu ergreifen unverzeihlich gewesen wäre.

Was war denn das Besondere an diesem Unterricht? Vor allem wohl die stets lebendige Durchdringung und meisterliche Gestaltung des Stoffes, wie er Stunde um Stunde vor uns und mit uns entwickelt wurde. Wir lernten nicht nach einem gedruckten Lehrbuch, sondern zu Beginn jedes Schuljahres hatten wir ein eigens für diesen Zweck erhältliches Heft von 200 Seiten, den «Volume», zu erstehen; dies wurde im Laufe des Jahres unser selbstgeschriebenes Lehrbuch, in dem alles, was zuvor im Unterrichtsgespräch erarbeitet worden war, seinen bestimmten Platz fand: als erster Anfang etwa unsere Vornamen in italienischer Form und einfache Ausspracheübungen, dann Kapitel aus der Grammatik sogut wie Erläuterungen zur Lektüre, beherzigenswerte Lese Früchte, die wir uns durch Auswendiglernen zu eigen machten, Geschehnisse aus dem Schulalltag oder den Ferien, die jeweils gleich für kleine Gesprächsübungen benutzt wurden, auch Sprichwörter, Hinweise auf lesenswerte Bücher und aktuelle Vorträge — dies mag genügen als Andeutung dafür, welche Vielfalt und Fülle sich im Laufe der Jahre in unsern «Volumi» ansammelte.

Die Lektüre begann schon bald, nachdem die elementarsten Sprachkenntnisse erworben waren, auch sie nicht auf übernommene Hilfsmittel gestützt und dadurch ebenfalls in ganz besonderem Masse von unsrer Lehrerin geprägt: Fräulein Baragiola hatte selber die Gedichte und Prosastücke meist neuerer Autoren ausgewählt und herausgegeben, in die sie uns mit der Begeisterung der persönlich Beteiligten, ja oft der Entdeckerin einführte. Wir lernten eine Mannigfaltigkeit der Formen, des Stils, der Dichterpersönlichkeiten kennen, aber alles hatte vor demselben untrüglichen Sinn für Qualität bestehen müssen. Als wir uns dann den Klassikern zuwandten, wurde bald Dantes «Divina Commedia» zum Herzstück des Unterrichts und unvergesslichen Erlebnis. Eigenes Beobachten wurde angeregt durch die Aufgabe, ein «Quaderno Dantesco» zu führen, in dem wir unsere Funde unter teils vorgegebenen, teils frei gewählten Rubriken zusammentrugen.

Wesentliches haben wir aber nicht nur von der Lehrerin, sondern ebenso sehr vom Menschen Elsa Nerina Baragiola empfangen. Gelerntes entschwindet im Laufe des Lebens; unverlierbar bleibt der Eindruck einer Persönlichkeit. Was wir in Fräulein Baragiolas Gegenwart jeden Augenblick in derselben Eindringlichkeit verspürten, war ihr unbedingter Ernst der gemeinsamen Arbeit gegenüber, ein Ernst, der ihrem Wesen als Selbstverständlichkeit innewohnte, den Schülerinnen aber Verpflichtung bedeutete. Dieser stete Anspruch mochte von jungen Menschen gelegentlich als unbequem oder sogar bedrückend empfunden werden; doch wurde seine Strenge durchglüht vom Feuer der Begeisterung, mit der Fräulein Baragiola jeden Stoff an uns herantrug, und gemildert durch ihre gütige Geduld, die sie jedem ernstlichen Bemühen, mochte es auch nicht

gleich von Erfolg begleitet sein, entgegenbrachte. Anerkennung des Guten war ihr überhaupt nicht weniger wichtig als Tadel des Mangelhaften; so verlangte sie auch von uns, wenn es die Arbeit einer Mitschülerin zu beurteilen galt, dass wir immer an erster Stelle etwas Positives hervorhoben. Unerbittlich bekämpfte sie hingegen Oberflächlichkeit und mangelnden Einsatzwillen, die ihrem eigenen Wesen so völlig fremd waren. Dies trug ihr vielleicht einmal Ablehnung ein; doch vermag solche Kritik, die aus dem Gefühl eigenen Ungenügens entsprang, keinen Schatten zu werfen auf das lichte Bild der verehrungswürdigen Lehrerin. Selber warb sie, in vornehmer Zurückhaltung, nie um Sympathien — ging es ihr doch stets um die Sache, die sie vermittelte, nicht um ihre eigene Person — und mied persönliche Kontakte während der Schulzeit; wer aber das Glück hatte, ihr später näher zu kommen, erfuhr ihr freundlich teilnehmendes Interesse, das sie mit seltener Treue durch Jahrzehnte bewahrte. In grösster Dankbarkeit und Verehrung blicken wir auf Fräulein Baragiola und ihr beispielhaftes Wirken zurück. Anna Spitzbarth

Ricordo di Elsa Nerina Baragiola

Da quasi due mesi si godeva il sole d'inverno, quel sole di Locarno che tanto amava e assiduamente tornava a goderselo appena poteva; ma si sentiva sola e stranita, la morte dell'amatissima suor Louise, la sua «suoretta», le aveva fatto provare improvvisamente e impensatamente il peso e le spine della vita pratica, delle piccole cose di ogni giorno di cui era inesperta, forse le pareva di esser tornata bambina, quando i suoi la costringevano a fare un giro di calzetta, ci metteva lagrime e tempo e a cose fatte bisognava disfare il mal fatto, si confessava incapace di attaccare un bottone, negata a quelle umili cose che si nominano i «livori femminili».

Era sempre stata tutta immersa nella sua fervorosa vita intellettuale, insegnante e amica dei letterati: avida di conoscere ogni cosa, di sapere, di vedere, non si contentava della conoscenza (la sola vera) che si attua attraverso le opere, voleva il contatto personale, cosa era stata per lei la conoscenza con Francesco Chiesa, i contatti con l'anima trepida e pudica di Valerio Abbondio, con tantissimi altri: entusiasmi e delusioni, quante amicizie furono raffreddate dal lungo ventennio fascista, lei ombrosamente appassionata di giustizia e autonomia! Anche letterariamente il suo gusto era tutt'altro che corvivo, aveva le sue esclusioni, le sue antipatie, fermissima in una certa sua idea della letteratura che doveva assai poco coincidere con le tendenze moderne e la legava vieppiù saldamente alle antiche amicizie che la morte le aveva risparmiato, a Diego Valeri, a Bonaventura Tecchi che ebbe il suo ultimo e postumo articolo, a Francesco Chiesa.

Aveva conosciuto Chiesa assai presto, ricordava di essere salita una volta (nei primissimi anni del secolo) a Sagno insieme a un suo cugino, in un tilbury, da Como fin lassù, con le strade di allora (doveva essere assai giovane, lei così peritosa davanti agli strapiombi, che subito le parevano abissi . . .), e Chiesa era rimasto affascinato dalla sua bellezza e grazia, l'aveva definita «il più bel fiore d'Italia».

Ma di lei letterata le sue allieve di un tempo ne sanno assai più di me, meglio ricordare i giorni estremi, e la morte. Usciva ancora ogni giorno per le sue passeggiate, pur incerta, pencolante, come diceva: tutta in nero, ombrata da uno di quei suoi cappelli che a me facevano pensare alla Greta Garbo, e dal pensiero della morte e delle tante cose che le rimanevano da fare: diceva di dover tornare a Zurigo, aveva appuntamento con quattro dottori, voleva provvedere a regolare le sue disposizioni: ma Zurigo le pareva una buia galleria, a pensarla dal nostro sole di gennaio, così pulito nell'aria di cristallo. Sentiva le forze che l'abbandonavano, cercava di combattere la debolezza, di nutrirsi, un giorno all'albergatore che le domandava se avesse qualche desiderio speciale domandò polenta e quaglie!

L'ultima volta che la vidi insieme a mia moglie fu la domenica 4 di febbraio, verso sera, per strada: pur affranta, era come sempre avida di sapere, cosa stavo facendo, che libro preparavo; irta di domande, affettuosamente curiosa. A un certo momento le dissi che ancora stava bene, mi rispose con un no vibrante, reciso, da alcuni mesi, disse, era caduta, di colpo, nella tristezza della vecchiaia, negli occhi ancora vivi nella fitta ragnatela di rughe le passò — un lampo — l'ombra della morte.

Dalla domenica 11 non prese più cibo, improvvisamente presa dal male, inquieta e inquietante; il giovedì notte, sulle insistenze dell'albergatore, mia moglie — la Ceci-lietta, come la chiamava lei con la sua voce d'argento — riuscì a persuaderla, insieme alla maestra Irene Molinari, di lasciarsi portare all'ospedale: non ci volle meno della sorridente e carezzosa energia di mia moglie per piegarla. La poveretta si reggeva astento, faticarono non poco a vestirla in qualche modo, a caricarla su un taxi e a trasportarla all'ospedale. La spogliarono, la suora le mise la candida camicia dei ricoverati («cara suora», le disse; e le domandò — estrema civetteria di donna, di indovinare quanti anni aveva); allacciandole la camicia mia moglie la complimentava scherzosamente di essere così bella, tutta bianca: e le andava sussurrando i versi di una filastrocca popolare, imparata in uno dei suoi libretti, forse **Solicello**:

bianca la sella,
bianca la donzella . . .

e la Baragiola con voce fievole e arguta completò:

bianco il servitore,
Gesù ci porta il sole.

Furono le sue estreme parole, piene di sole; poi per due giorni rimase muta, non parlava più che con gli occhi; poi chiuse anche quelli, in silenzio e per sempre. Da morta, nella bara tutta fiorita delle rosse camelie d'inverno portate dagli amici, era assai bella, d'una bellezza austera, faceva pensare a certe antichissime mummie egiziane: con un'ambigua ombra di sorriso sulla bocca: in pace e per sempre.

23 febbraio 1968

Piero Bianconi



Zentralbibliothek Zürich



ZM01287194

